

VON ANNA-ELISA JAKOB

Die Nacht legt sich über den Kiez, bereit ihn zu wecken, doch Pfarrer Schultz bekommt die Tür zur Sünde nicht auf. Er drückt seinen Kopf an die dunkle Scheibe, wippt in den Turnschuhen leicht nach vorn. Ob wenigstens der Tresen zu erkennen ist? Im Fenster steht ein Schild: Offen von Dienstag bis Samstag, ab 19 Uhr. Es ist ein Donnerstag im Dezember, kurz nach acht, und irgendwas stimmt hier nicht.

Karl Schultz ist Pfarrer auf St. Pauli. Was schon Fragen genug aufwirft, zum Beispiel die, was ihn da bloß geritten hat: katholischer Pfarrer werden im evangelischen Hamburg, und dann noch an der Reeperbahn, der schrillen, bunten, sündigen Meile? Eine erste Antwort ist: Schultz glaubt an die Widersprüchlichkeit im Menschen und daher an den Kiez.

Gerade führte er noch ein Taufgespräch, aß schnell zwei Scheiben Brot, rauchte eine Zigarette, schlüpfte in seine leere Abendgarderobe: Mantel über Jeans, dazu sein schwarzer Hut. Nun steht er etwas ratlos in der Kälte, die Hände in den Jackentaschen. Kein Mensch zu sehen, und seine Stammkneipe geschlossen.

In einer Zeit v. C. (vor Corona), war die Welt eine andere, sein Kiez auch, und die Menschen begegneten sich sorgloser, so wie hier: in der Sünde. Stammgast war der Pfarrer sowieso, bis der Wirt ihn irgendwann fragte, ob sie seine Besuche nicht zur Routine machen wollen. Er stellte dem Pfarrer einen Tisch an den Rand des Raumes, brachte ihm ein Glas Rotwein. Und dort begegnete Schultz dann jeden Donnerstag den Menschen, die an seinen Tisch fanden. Sie alle erzählten, er hörte zu.

Sie berichteten von der Liebe und von Pleiten, die meisten aber von ihren Midlife-Krisen. Ja, konnte der Pfarrer sagen, die hatte er auch. Aufgewachsen ist er in einer Kleinstadt in Westmecklenburg, damals noch DDR, mit sieben Geschwistern, alle evangelisch erzogen – da ist er eben evangelischer Pastor geworden. Aber 1998, im Alter von 41 Jahren, ist Schultz doch noch konvertiert. Ein Erweckungserlebnis? „Gab es nicht“, sagt er. Er studierte erneut, Philosophie und Katholische Theologie, und fing von vorne an. Erst als Studentenfarrer in Lübeck und seit zwölf Jahren hier, als Seelsorger für den Kiez.

Seine Besuche in den Kneipen waren für ihn „Milieustudien“, als man ihn auf den fremden Kiez versetzte. Heute nennt er das „Kneipenpastoral“. Wenn er ihnen einfach zuhört, den Kiezbewohnern, Barbesitzern, Luden und Partytouristen. Und dabei beobachtet, wie eine Gemeinschaft und ihre Sorgen sich wandeln.

St. Pauli ist ein Stadtteil der Zuwanderung mit vielen unterschiedlichen Religionen

Ausgerechnet mit der Pandemie, als die Sorgen wuchsen, sich die Einsamen auch noch isolieren mussten und Isolierte zunehmend einsam wurden, funktionierte dieser Seismograf nicht mehr. Der Pfarrer blieb zu Hause, wandelte zwischen Bücher- und Zigarrenzimmer und sagte im Winter vor einem Jahr bei einer Tasse Tee: Wenn man ihn und den Kiez kennenlernen wolle, müsse man raus, in Bars, Restaurants, Konzerte. Also dann, wenn „alles wieder normal ist“. Doch das Virus verschwand bekanntlich nicht, die Touristen, die St. Pauli sonst bevölkerten, hingegen schon. Gefeierte wurde wieder, klar, aber nicht mal jedes zweite Hotelbett ist im Sommer belegt gewesen. Der Kiez vor Beginn der Pandemie und nun, sagt Schultz: „Ein Unterschied wie Tag und Nacht.“

Für heute kehrt der Pfarrer der Sünde den Rücken, weiter geht es Richtung Reeperbahn: Kurz davor liegt die „Trattoria 500“, in der ihn der Koch schon beim Eintreten mit einem lauten „Padre!“ begrüßt. Der Pfarrer gehört hier zum Inventar: An der Wand hängt ein Bild von ihm, Spaghetti schlingend und gekleidet wie einst Guareschis Don Camillo. Als die Italiener auf den Kiez zogen, baten sie ihn, ihr Restaurant zu weihen; mittlerweile hat er die ganze Familie getauft.

Schultz hat sich an den Tisch gesetzt, die runden Brillengläser sind leicht beschlagen. Die Ministerpräsidenten werden heute festlegen, dass Clubs, Bars und Restaurants schließen, sobald die Inzidenz über 350 liegt. In der Trattoria wissen sie das aber noch nicht, der Koch prognostiziert: Bestimmt gibt es den nächsten Lock-

down. „Das würdet ihr doch gar nicht durchhalten?“, fragt der Pfarrer, obwohl er die Antwort kennt: „Ohne Hilfen nicht.“ Dann gibt's zur Pasta eben noch die Impfung, schlägt er vor. Die Impfung, schwieriges Thema. Auch Schultz kennt Ungeimpfte. Ob er in Gesprächen mit ihnen genauso gelassen bleiben kann, zuhören und verstehen? Wenn er doch die Italiener sieht, die um ihre Zukunft fürchten, oder gar die Isolierten in den Altenheimen, die er im vergangenen Winter noch besucht hat?

Der Pfarrer sagt, es gebe zwei Ansätze für ein Gespräch: „Ich will dich verstehen“ oder „Ich versteh' dich nicht“. Beim ersten öffnet sich der andere, beim zweiten verschließt er sich. Und nur, wenn er den ersten Weg wählt, kommt er überhaupt an den Menschen ran.

Die Kirche von Pfarrer Schultz liegt nur wenige Schritte entfernt von der Trattoria, mitten auf der Großen Freiheit, die in die Reeperbahn mündet. Hausnummer 43, direkt neben der Bar von Olivia Jones und gegenüber der Karaokebar „Thai Oase“. Diese Allee der Kiezkultur, in der sonst für Sex und Alkohol geworben wird, sich Menschen von einem Club zum nächsten schieben, war in den Wochen des Lockdowns nicht mehr als eine verkehrsberuhigte Zone, eine besonders trostlose noch dazu. Dunkel und entseelt, bis auf die Schatten derer, die in Hauseingängen einen Platz für die Nacht suchten.

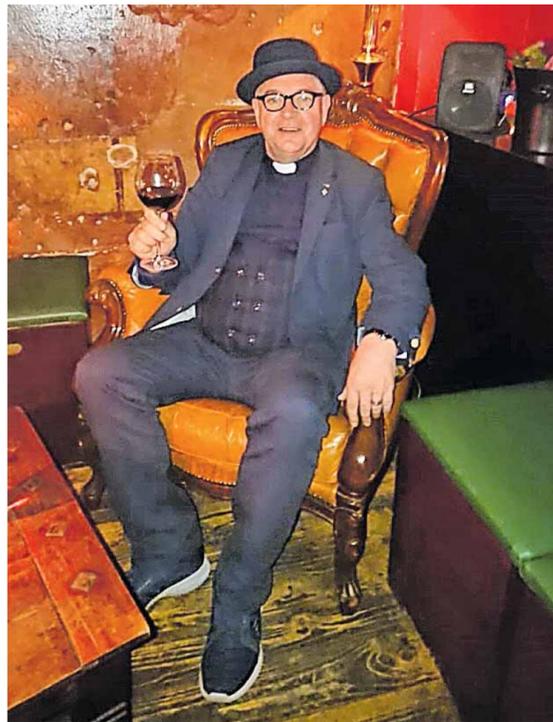
Am 24. Dezember vor einem Jahr leuchtet auf der Partymeile nur die Kirche, etwa zwanzig Leute sammeln sich in ihr. Es ist kalt, es zieht, und als mitten in die Christmette ein verspäteter Gast platzt, schreckt der Messdiener am Eingang auf: Bitte eintragen, Name und Adresse, desinfizieren. Und Maske auf, so wie alle hier. Vorne reicht Schultz am Ende jenen, die das wollen, die Hostie durch eine Plastikfolie. Er denkt sich dabei: Als Christmette kann diese Veranstaltung nicht durchgehen, festlich ist das nun wirklich nicht. Zu den Anwesenden aber sagt er, es sei neben all dem Leid in dieser Pandemie vielleicht ganz gut, wenn es eine Zeit lang leise sei. Um den ganzen Lärm, der „die Welt sonst so nervös macht“ und der manchmal nur „eine innere Leere füllen soll“, einfach mal abzuschalten. Das sagt er ausgerechnet hier, ausgerechnet er. Der Pfarrer weiß natürlich: „Wenn diese Kultur tot ist, ist auch der Kiez tot.“

Geht man einen Kilometer zurück, vorbei an der Trattoria, vor der Sünde links, steht man in Schultz' Pfarrhaus, in dem sich seine Wertschätzung der Kiezkultur von den Wänden ablesen lässt: Überall Fotos mit Künstlerinnen und Künstlern der Malerei, der Musik oder, nun ja, des Lebens. Auch eines mit Olivia Jones, an deren Seite er sich im Mai 2020 stellte, als die Travestiekünstlerin ihre Bar sinnbildlich zu Grab trug. Gemeinsam wollten sie daran erinnern, dass der Kiez für etwas steht, das es zu erhalten gilt. Ein schrilles Biotop der Vielfalt, in dem viele plötzlich vor der Plei-



Einer, der zuhört

Als Pfarrer auf St. Pauli zieht Karl Schultz durch die Kneipen, um den Menschen nahe zu sein. Ein Advents-Spaziergang



Als Kiezpfarrer konnte er gar nicht anders, als St.-Pauli-Fan zu werden: Karl Schultz kennt sie alle, von Olivia Jones bis zu Udo Lindenberg. Seit zwölf Jahren ist er hier Seelsorger. FOTOS: JONAS WALZBERG/DPA, PRIVAT

te standen. Schultz wandte sich gen Himmel und nebenbei – auch das gehört zum Selbstverständnis des Kiezpfarrers –, gegen die katholische Sexualmoral: „Deine Schöpfung ist bunt, nicht schwarz-weiß, und vielfältig, wie der Kiez.“

Sein schmales Treppenhaus ist eine Galerie, zumindest für die Bilder von Udo Lindenberg. Den sprach Schultz mal auf der Straße an, weil er gehört hatte, dass Lindenberg auch malt, unter anderem die Zehn Gebote. Und wenn man die irgendwo ausstellen müsse, sagte er zu ihm, dann doch in seiner Kirche. Das war 2017 und ja, Schultz hat für diese Ausstellung durchaus Kritik bekommen, zum Beispiel für Lindenburgs Eva und einen sichtbar – in manchen Augen zu sichtbar – potenten Adam neben ihr. Doch seitdem sind der Sänger und der Pfarrer gute Freunde, waren schon zusammen auf Europa-Tour. Im Januar wollen sie ein Buch vorstellen, das Schultz gerade über sein Leben geschrieben hat: „Kiez und Kirche“. Lindenberg hat das Cover gezeichnet: Der Pfarrer unter dem Kreuz, ein erhobenes Weinglas in der Hand. Das Original hängt schon an der Wand.

In seine Kirche lädt Schultz auch zu Konzerten. Die steht dann offen, drinnen spielen sie Jazz, und viele spült es von der Reeperbahn direkt zu ihm. Man kann sich das schwer vorstellen: Gerade noch auf der „sündigsten Meile der Welt“ unterwegs und plötzlich unter Gold und Orgel Pfeifen im Hause Gottes. Aber der Andrang war groß, in der Kirche sammelten sich oft Hunderte Menschen.

Vielleicht liegt das Geheimnis des Kiezpfarrers darin, dass er gar nicht erst versucht zu bekehren, sondern den Wandel schätzt. St. Pauli ist ein Stadtteil der Zuwanderung, der unterschiedliche Religionen auf engstem Raum vereint. Seine Kirche ist darin das, was sie sein kann: ein Angebot zum Dialog.

Am Anfang der Pandemie hat Schultz sich „Die Pest“ gekauft, den Roman von Albert Camus, Bestseller dieser Tage. Schultz wollte wissen, was darin zu den Kirchen steht. Sollen man die nun auflassen oder nicht? Geht ja nicht, wenn sich in ihnen Leute anstecken. Aber Menschen den Zutritt zur Kirche verwehren? Auch schwierig, gerade in hoffnungslosen Zeiten. Die Konzerte fallen jetzt erst mal aus, Schultz hat sich wieder fürs Schließen entschieden. Sich an die Pforte stellen, Impfpässe kontrollieren und Leute nach Hause schicken? Ein Pfarrer muss mit der Zeit gehen, findet Schultz, aber: „Polizist bin ich nicht.“

Jetzt muss er selbst den Impfpass vorweisen, Handy raus, App öffnen. Es ist später am Abend, in einer anderen Bar, in der sich ganz gut spiegelt, was St. Pauli in den vergangenen Jahren heimgesucht hat: die Gentrifizierung, die das Viertel zwar vielerorts von seinem schmuddeligen Bild befreit, aber auch mit einem Aufstiegsversprechen und einem Lebensgefühl belegt hat, das vielen nicht gefällt.

Einen Gin Tonic, bitte, sagt der Pfarrer. Der Barkeeper, ein Mittzwanziger, fragt zurück: „Welcher Gin?“ Na ja, sagt Schultz, ein Gin eben. Wie wäre denn die Variante mit Dill, für neun Euro? „Dill? Kenn ich nur aus dem Gurkensalat“, sagt der Pfarrer. Aber was soll's, er probiert das einfach mal.

Auch Schultz sieht, dass die Preise in den Kneipen steigen, seit der Pandemie noch mehr. Und dass weniger wurde, was er in den Kneipen suchte: Gespräche, in denen Menschen wirklich wissen wollen, wie das Gegenüber lebt und denkt. Selbst hier, auf St. Pauli. Dabei eint den Kiez seit jeher eine gemeinsame Erzählung. Zum Beispiel die Erinnerung an das Jahr 2002, als der kleine FC St. Pauli den großen FC Bayern schlug. Weil der Rekordmeister damals nicht nur gegen den Tabellenletzten verlor, sondern auch gegen den Glauben an eine Gesellschaft, die alle im Blick hat; die tolerant ist, solidarisch und links.

Könnte er das Unwort des Jahres wählen, wäre es „systemrelevant“

Als Kiezpfarrer, sagt Schultz, konnte er gar nicht anders, als Pauli-Fan zu werden. Passt zum Glauben, findet er: „Ich sag immer, Jesus war auch ein Linker.“ Das ganze Viertel ist eine Hochburg der Linken, 2017 erreichte die Partei bei der Bundestagswahl rund 34 Prozent der Zweitstimmen, in diesem Jahr waren es immer noch 21. Wirklich erobert wurde St. Pauli aber von den Grünen, mit 42 Prozent.

In der Hand den Gin mit Dill und Gurke, lehnt sich der Pfarrer zurück im dunkelgrünen Loungesessel, über ihm die Blätter einer wuchtigen Zimmerpalme. Ein kurzer Moment der Entspannung, dann ist er wieder zurück in der Wirklichkeit. Bei den Sorgen der Menschen, die er im Blick hat. Könnte er das Unwort des Jahres wählen, wäre es „systemrelevant“. Obwohl ihm dieses Attribut selbst zufiel, als er zu Beginn der vierten Corona-Welle durch die Altenheime und Hospizen lief, in die sonst niemand Zutritt hatte. Trost spendete, wo der kaum noch zu finden war.

Sein guter Freund Udo Lindenberg hat mal ein Lied geschrieben, das er „Interview mit Gott“ genannt hat. Darin geht es um die Frage, wo Gott sei, wenn so viel Schlimmes in der Welt passiert. Lindenberg lässt einen genervten Herrgott antworten, der Mensch solle ihm nicht immer „den Himmel heiß“ machen, wenn er auf Erden nicht weiter wisse. Stattdessen, singt er: „Kümmert euch jetzt mal selber/um euren Planeten.“

Schultz würde dafür vermutlich andere Worte wählen, weniger apokalyptisch, weniger Rock'n'Roll. Er würde sagen, dass sich die Menschen umeinander sorgen sollen und um das, was sie auf Erden zurücklassen. Aber auf Rettung von oben hoffen? Nein, retten muss sich der Mensch selbst. Da hat sein Freund Udo schon recht.

Die innere Leere

Wo ist das verdammte Ladekabel? Diese Frage kann Familien an den Rand des Wahnsinns treiben. Eine kleine Entladung aus gegebenem Anlass

Rätselhafte Dinge geschehen in der Familie, unerklärliche Verluste sind zu verzeichnen, man schleppt sich kraft- und saftlos durch diese letzten Tage vor den Feiertagen. Das ist in diesem Fall sehr wörtlich zu nehmen, denn schon wieder herrscht Notstand im Energiebereich, fast so, als habe ein finsterner Mini-Putin zu Hause die Pipeline abgedreht. Low-Level-Alarm auf allen Geräten, gleich ist der Akku leer, sieben Prozent noch, und man kennt das ja, den exponentiellen Niedergang kurz vor dem finalen Kollaps. Sechs, fünf, drei, dann erblässt das Display.

Zeit für eine Klage, die man schon öfter angestimmt hat, die beiden Teenager-Töchter können den Text auswendig runterbeten, so wie sie früher das Lied von der Kokosnuss als Dauerohrwurm mit sich herumschleppten: Wo sind die verdammten Ladekabel, wer hat sie geklaut? Liegen sie wieder unterm Bett, sind sie in die Sofaspalte gerutscht oder in jenem bizarren Zwischenreich hinter der Bücherreihe im DZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Ikea-Regal verschollen, wo sich alle möglichen Computer- und Telefonkabel mit alten Kerzenständern und ausgedienten Taschenlampen zu einem unentwirrbaren Knäuel vermählen? Sind sie im Rucksack der älteren Tochter gelandet, auf dem Weg zu einer spontan anberaumten Party bei der besten Freundin? Man schaut in Unschuldsmienen, und beim zweiten Nachhaken spürt man Entrüstung und Zurückweisung: „Ich hab es garantiert nicht ... Wirklich!“

In leichter Abwandlung zu einem Tolsstoi-Satz könnte man es so sehen: Alle ordentlichen Familien ähneln einander, jede unordentliche Familie ist auf ihre eigene Weise unordentlich. Jedenfalls sind wir nicht die Einzigen, die mit ständigen Verlusten zu kämpfen haben, Freunde und Bekannte berichten ebenfalls vom geheimnisvollen Verschwinden der neuesten Power-Adapter und der dazu passenden Magnetkabel, die sich angeblich magisch anziehen, wie die Herstellerfirma verspricht.

Leider ist vom Ansteck-Magnetismus nichts mehr zu spüren, sobald man sie aus der Hand gibt – sie scheinen sich nach einmaligem Gebrauch in Luft aufzulösen.

Früher hat man den Fehler gemacht, Bildkopien im Internet zu bestellen, bei No-Name-Händlern, die Ladekabel für ein

paar Euro das Stück anbieten. Große Freude, wenn so ein Päckchen eintraf. Ein Ladekabel ist ein Ladekabel, oder? Tatsächlich, die erste Stunde geht das gut, der Akku lädt leidlich. Aber schon beim zweiten oder dritten Einstecken passiert exakt: gar nichts mehr. Schließlich haben neuere

iPhones ein eingebautes Abwehrsystem gegen nicht genehme Technik, einen nicht zu knackenden Sicherheitscode, der wohl vor allem konzipiert wurde, um kommunikationsstüchtige Familien in den Wahnsinn zu treiben. Mindestens sieben oder acht weitere Originalkabel älterer Bauart und anderer Hersteller funktionierten dagegen zunächst tadellos, knickten aber regelmäßig nach drei Monaten an der exakt gleichen Stelle ab – direkt unterhalb der Einsteckvorrichtung. Wackelkontakt nannte man das früher, in der bluetoothlosen Zeit, und mit etwas Glück und Gefummel konnte man das Kabel noch zu einer Restlaufzeit animieren.

Kabelnotstand herrscht eigentlich zu jeder Tages- und Nachtzeit. Morgens kann man daher Teenager erleben, die sich bei einem Wachheitsgrad von weniger als zehn Prozent vom Küchentisch seitlich nach unten Richtung Fußboden beugen, ihren musikalischen Lebensbegleiter fest am Ohr. Die Steckdose ist leider viel zu

weit weg! Schon blöd, wenn man gerade nur noch eine einzige ultrakurze Strippe zur Hand hat, den Zwergdackel unter den Ladekabeln. Mit dem Zwei-Meter-USB-C-Mag-Safe-3-Teil von Apple könnten sich die Bewohner morgens um sieben die steile Verenkung sparen, aber dieses Premiummodell kostet stolze 55 Euro – und da ist der passende Stromstecker noch nicht dabei. Ein bisschen viel für ein Kabel, das sich erfahrungsgemäß relativ rasch wieder dematerialisieren wird.

Manchmal aber geschehen doch noch kleine weiße Wunder. Ein hochwertiges Teil mit stabilem Gehäuse, garantiertem Knickschutz und ordentlicher Schnellladefunktion fand sich als Adventsüberraschung zwischen den Trachtenstrümpfen vom letzten Wiesnbesuch 2019 in einer selten genutzten Schublade. Vielleicht sollte man ja erst mal kurz nachdenken, bevor man andere in der Familie des Diebstahls verdächtigt – und sich lieber an die eigene Nase fasst. CHRISTIAN MAYER



Stecker-Chaos: Viele Familien kennen das. FOTO: MAURITIUS IMAGES